

„Die Schmiere“

Novelle von Otto Stoeckl.

4. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Nachdem er die weste Vorhänge an seinen Jägerhut und ging um die Ecke nach dem Hotelgang auf der Straßenseite. Hier war noch Licht in einem Zimmer, dem sogenannten „Touristenklub“ oder der „Schwenne“, wo die minder zahlungsfähigen Wanderer für gerades Geld abgeholt wurden. In einer Ecke saßen denn auch — er schaute von der Straße hinein — ein paar abgeradete, von der freiwilligen Anstrengung hergenommene, in alle standesgemäße Verklumpheit, als in das Adelsgewand des Bergsportes verummante sogenannte Naturwandler und Fren, deren Verglöde an der Ecke lehten. An der anderen end machte sich an einer Holzbank vor einem großen gebuchten braunen Tisch das Hotelpersonal breit, Garçons in schwarzen Fräcken, Schanzführer, Kellnerinnen, und verzehrten ihr verspätetes aufgewärmtes Nachtmahl, das braune Bier stand in den hohen Gläsern ganz verlodend mit hohen weißen Borten. Wie wär's, wenn er eintrat und sich einen Schlaf vergönte? Vielleicht war von den Leuten etwas zu erfahren? Man mußte sie nur richtig zu nehmen wissen und mit ihnen freundlich sein, ohne sie sich zu nahe kommen zu lassen. Auch ein Jäger mit zwei schönen Dohrnannhunden zu Füßen, sah bei den Schanzführern und rauchte langsam Zug um Zug aus einem Weichelrohr mit einem bunten Tabak, geschmacklosen Porzellankopfe.

Als Ingomar eintrat, rührte sich niemand zum Empfang. Es war wohl schon zu spät für Höflichkeit und Komplimente, am spätesten hier in der „Schwenne“. Er sah sich um, nahm sein Hütel ab, suchte einen Platz und näherte sich endlich mit einer leichten, zugleich freundlichen und den Abstand stehenden Verbeugung, der Tafelrunde der dienenden Geister, um Erlaubnis bittend den freien Stuhl neben dem Herrn Förster einzunehmen zu dürfen. Der weltkundige Herr „Ober“ erkannte sogleich die Zugehörigkeit des Herrn, begrüßte ihn als vom Theater, fragte nach den näheren Umständen, die übrigen, besonders die Kellnerinnen zeigten sich lebhaft interessiert, durch die Nähe eines „Künzlers“ geschmeichelt. Der Piccolo bracht ihm dem schmutzigen Bier, Ingomar tat allen herablassend Bescheid, er fühlte sich ganz wohl, er beantwortete mit Offenheit und einiger Uebertreibung die Fragen nach woher und wohnen und wieviel. Er ließ einige Anmerkungen über Wäffern fallen, Intrigen, die seinem Engagement an einem Hoftheater in K — der Name tat nichts zur Sache — ein vorzeitiges Ende bereitet hatten. Im Hintergrunde der Gespräche, die aus lauter Anmerkungen zu erraten war, stand eine schöne Frau natürlich, die sich für ihn interessiert hatte, im Vordergrund ein gewisser Jogenannter erster Liebhaber, ein im Dienst ergrauter Arze, der, mit einer hohen Persönlichkeit vertraut, es durchzusetzen gewußt hatte, daß er, der keinen Fürsprecher hatte als sein Talent — oder sagte Ingomar: Genie? — kurz und gut hinausgeschickt wurde. Die Gespräche hatte sich vielleicht einmal irgendwo mit irgendwem zutragen können. Vielleicht lagen ihr auch gewisse Ähnliche, sagenhaft vergangene Begebenheiten der eigenen Künstlerlaufbahn Ingomars zugrunde. Jedenfalls sagte sie sehr gut in diese Situation, und Ingomar kätzte sie mit allen sorgfältig beobachteten Zügen aus. Er glaubte sie sogar selbst. Was sie denn unwohrgewöhnlich? Wenn sie ihm nicht passiert wäre, das wäre unabweisbarlich gewesen. Ego! — Ego! — Ubrigens verlaugten die Leuten hier ja solche Geschichten von ihm, unterhaltung, nicht Tatsachen. Es war er hier, nur zur Erholung, zum Ausspannen und über den Sommer, zum Spaß, damit er nicht aus der Übung kam. Für den Winter war er schon verortet. Ubrigens hielt ihn hier — er lächelte sein — noch etwas anderes zurück, eine besondere Sache, nicht der Rede wert. Der Obersteller blinzelte: er verstand. Was das betrifft, so war dem Herrn „Ober“ nichts ungläublich. Diese reichen Frauenzimmer haben den tollsten Geschmack, sie fliegen auf solch dunkle Abenteuer, wie die Mäden ins Licht. Ja — Ingomar zog ihn beiseite — er hätte sich schon längst vorgenommen, sich bei dem Herrn Generalober zu erkundigen — er erkand diesen schmeichelfastigen Titel, der immerhin besser wirken mußte als ein Tringeld — wer denn eine gewisse Dame eigentlich sei. Er beschrieb sie: eine Schmadtende, mit schlanker, aber voller Gestalt, mit langem, glattem, schwarzem Haar, gebrauntem Teint, mit mandelförmig geschlitzten Augen, mit einem dunkelblauen Matrofenkleid und gelbem Kragen, in Begleitung eines alten Herrn, der gleichmäßig am Stock troitete und so beschaffte redete. Ingomar ahmte Stimme und Gangart so beschaffte und natürlich nach, daß alle zu lachen begannen und eine Mischung bekamen, was ein Schaulustiger für ein Rert und woju er gut sei. Der „Generalober“ gab alle rühmstehende Worte aus: Reinreich, launenhaft, viele Anbeter, keinen aber, „auf den sie steigt“, bald traurig, bald leidenschaftlich, ungemüß gesund, mehr als lieb: Kaffe, das heißt nächtelang tanzen, tagelang bergsteigen, stundenlang schwimmen, ein Probefähr für einen Lieblichen. Habe sie vielleicht dem Herrn eine „Avance“ gemacht? Er schloß bedeutungslos. Ingomar gab es zurück, mit

einem Finger am Munde. Davon spricht man nicht. Wo ging sie denn gewöhnlich spazieren und wann? Der „Generalober“ unterrichtete ihn über eine sogenannte „Seufzerallee“, die eine schmale Landzunge mit hohen alten Linden einräumte und am Ende des Deridjens, den Mauerresten der einstigen Befestigung entlang, eine Viertelstunde weit hinzöge. Dorthin pflegte man nach dem Frühstück zu spazieren bis zur Badestelle, wenn man nicht gerade eine weitere Landpartie, eine Bergbesteigung oder Wasserfahrt vorhabe. „Viel Glück, aber auch viel Geld!“ nicht er. Ingomar lehnte sich breitbeinig in seinem Stuhle hinterüber, der nur mehr auf den Hinterbeinen stand. „Was das betraf! — Man nahm von ihm gar keine Rede an. Er war Galt bei den freundlichen Gönnern, er lud sie zum Dank dafür zu seinem Benefiz ein, das für morgen angekündigt war. Er versprach ihnen allen Freilarten. Ja, das wäre schön und gut, wenn sie nur Zeit hätten, aber diese Sommergäste! Immerhin, einige würden sich schon freimachen können. Das Benefiz trüge wohl etwas ein! Ja, ja, das tat es immerhin, eine Kleinigkeit, auch die Sommergäste überhaupt, für ihn freilich nur eben das Zigarettengeld, eine Bagatelle, die man gemüßmaßen so mitnehme, um den anderen armen Teufeln nicht das Brot zu verkehlen. Da sei Gott vor, daß er auf solchen Dettel anstünde. Sein Alter müsse schon das Weitere berappen. Er sei ganz gut bei Kasse. Das könnten sie ihm glauben. Dabei freilich er den jungen Dohrnannhunden, der sich merkwürdig zutraulich gerade zu ihm verhielt. Ingomar fragte den Jäger, der schweigend rauchend dabei, um auch ihn zu erkunden und in den Wäffern seiner Wirkung einzubeziehen, nach dem Stammbaum des Tieres und nach dessen Kenntnissen, nach dem Vollenfag. „Das war ein ganz geschultes, weises Tier, auf Polizeihund gebildet, fähig, einem Uebeltäter nach dem Geräusch zu folgen und ihn entweder zu verbellern und mit den Zähnen festzuhalten oder nach besonderer Anweisung und in aller Ruhe zu begleiten, zu stellen und etwas Bestimmtes abzuliefern oder abzuholen, je nachdem. „Nicht möglich!“ Der Jäger beteuerte brunnend die Verbindele sein. „Das Tieres, dessen Bruder nebenan wieder als Jagdgenosse seinesgleichen lag. Ingomar wollte wetten, der gewisse Dohrnann sei nicht fähig, mit einem gewissen Gegenstand dessen Eigentümers aufzusuchen und diesem das Ding ruhig zurückzugeben. Der Förster hielt jede Wette. Nun, sei ihm denn etwa der Hund feil? „Nichts für Sie, lieber Herr!“ „Ja teuer?“ Nun, für den Galt wolle er schon einen billigen Preis machen, wenn er den Hund durchaus haben sollte, denn das müße er, weil er für allgärtliche Hunde keine Verwendung habe. Dagegen belüge er überdies noch einen Dadel; den „Vorherbruder“ hier, dessen Mutter, eine gleichgute Jägerin aus, darum habe er den Dohrnann als Polizeihund abgerichtet, um ihn eben würdig zu verkaufen. „Wie viel?“ brängte Ingomar.

Nun, hundert Kronen, weil es Ingomar sei, einem Progen von den Sommergästen hätte er ihn nicht für zweihundert hergegeben. Ingomar überdachte im stillen seine Varsicht, mehr als zweihundert Kronen belüge er auf seinen Fall, aber er überließ die Summe nur mit einem Gedanken, dann lagte er: „Gut, Menschenfind! Gemacht! Götterfreund! Her damit!“ Ob er ihn aber auch anständig halten, füttern, pflegen könne, damit es der Rert gut habe. „Sich ihm denn wie ein Seelenverderber aus, solange ich einen Willen habe, will ich ihn mit dem Treuesten der Treuen teilen! Wie heißt er übrigens?“ „Hektor.“ „Na, Hektor, willst du zu mir? Nam sprich! Was meinst du zu mir, wollen wir zusammenhalten?“ Das schöne Tier blühte ihm mit den langen braunen Augen freundlich an, webste leicht und legte sich auf das Gebot des Försters sogleich dem neuen „Hektor“ gehoriam zu Füßen. Ingomar entnahm seiner zierlichen Vriestolze — er hielt große Stücke auf alles notwendige Zubehör und Zeugnis besseren Lebenswandels — eine Banntüte, nicht ohne die zweite und die wenigen übrigen Lappen zu verbergen. Seine weitherige Reicheit machte auf die Gesellschaft merkbaren Eindruck, und er empfahl sich dann wie ein großer Herr, feunlich und besser geschick als ordnen. — Das Herz ging einem auf, wenn ein solcher Tausend-lajja herkam und seine Winkbeutelein austreute.

(Fortsetzung folgt.)

Stade G'schicht'n.

Der Zwider.

Am Freitag abend da kommt das Admarter Wochenblatt für das alte Basl. Und wenn sie auch schon ein 20 Jahr jelt von ihrem Admarit weg ist — das Blatt muß sie haben.

Da steht alles drin, was sich in Admarit begibt: Daß den allfirts beliebten Bräunelien Lirghäter ein Schlag gestreift hat, — daß die ums Gemeinwohl so verdiente Vebghelterin Warzbühler der Freiwilligen Feuerwehr Uebertsham ein Jah-nendand gestiftet, und daß der schwärzliche Herr Benefizant Muggendobler von Irzenham einen so schönen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hat. Und alle die Leute, von denen da was gedruckt ist, sind dem Basl bekannt oder veruandt. Auf ihr Wochenblatt freut sich das Basl. Das ist ihr liebstes „Lesat“.

Da ist Admarit. Und wenn gleich mit der Bahn 6 Stunden hin sind und dann noch zwei mit dem Postwagen —

für das Basl ist am Freitag abend Admarit mitten in der großen Stadt und aus dem Wochenblatt riecht es heimlich nach Walz und Hopfen und schweimern Bratl, grad so wie aus dem Hausgan; vom Sternbräu.

Leut, Leut, sagt das Basl, wenn sie die Zeitung her-nimmt, mit'n Sehng laßt's halt aus! Da werb's allweil schlahter! I sehj bald gar nit mehr. Wo is denn mei' Aug'n-glas?

Und dann host die Rastli aus dem Nahlörb den alten Zwiderbetanen vom Better Korbinian selig und bieler Zwider ist 2½ Pfund schwer, madelt in allen Gelenken und keine Feder hat lauzt auszuefchert. Nur eine gewisse Altersscharr-lichtheit hält ihn noch in seiner Messingfassung zusammen.

Das Basl klemmt ihn mit zwei zittigen Händen rittlings auf die Nase, dort verweilt er einen Augenblick, eine halbe Zeile Wochenblatt lang, dann sent er sich langsam, aber sicher in einem Bogen von 60 Grad zur Rechten und wird dort vom Basl mit equilibristischer Geschicklichkeit in der Stellung gehalten. Und das Basl lelt — weit über Zeitung von sich haltend — über die Gläser hinweg.

Und dann kippt der Zwider über die Nasenspitze. Und dann nimmt ihn das Basl wieder mit zwei zittigen Händen und klemmt ihn rittlings auf die Nase. Da bleibt er eine halbe Zeile lang, sent sich dann langsam, aber lieber tollwärts und so weiter und so weiter. . . Und dann nimmt ihn das Basl wieder in ihre zittigen Hände und klemmt ihn. . .

So lelt sie ihr Wochenblatt mit viel Genuß und die Gläser vom Zwider haben eine seit Jahren durch vieles An-fassen erworbene dicke Patina, gegen die Mischglas geradezu kristallklar erheint. — Drum schaut das Basl immer über die Gläser hinweg, denn durch das Glas — da lieber Gott!

Und eines Tages hatte die Rastli — ja kann sich die Sülle nicht aufstern über so einem Weiberts! — hatte die Rastli den Zwider vom Basl verkrant, verchlampft, verkerstet, ver-nurkelt, — er war weg, weg, weg und nicht im Nahlörb und nicht in der Ofendurchsicht und nicht im Salzfaß und nicht in der Rammfuchtel.

Und am Freitag ist das Wochenblatt da und das Basl hat kein Augnglas dazu. Leut! Leut!

Na, da find er denn in den nächsten Tagen mit dem Basl zum Spitzer gegangen und haben ihr einen Zwider an-merken lassen. Der Spitzer hat ihre Augen genau unterucht und das Glas bis auf den Zehntel-Grad bestimmt und es war ein herrliches, mit allen Raffineszen der Optieme ausgefaltetes Augnglas, so schön, daß man geradezu den Wunsch bekam, schlecht zu leben.

Mein Gott, wird das Basl froh sein, wenn es nächsten Freitag damit ihr Admariter Wochenblatt lelt.

Aber das Basl war gar nicht froh. Es genögelt und mögelt an dem neuen Glas herum und „i sehj nit damit, i sehj nit! Deut's i sehj nit mit dem neuemobitigen Zeug übera-nand. — Wenn i nur grad an Robi sein Zwider wieder hätte!“ Und sie steite sornig leuzend das neue Augnglas ins Futtertal und schob es verächtlich weg.

Und dann fand sich — Alletuja, frohloket und lauchet —! der alte Messingwider vom Robi in der Fleckkiste.

Jetzt ruckst er wieder über dem Wochenblatt auf der Nasenspitze vom Basl, ruckst, fällt, wird aufgerichtet, ruckst, fällt. . . und seine Gläser sind so klar und durchsichtig wie Weiseltalen —

Gest halt nit über a' guats Aug'nglas, sagt das Basl betrieblit, und klemmt den Herabgefaklenen wieder mit Gebul und Rebe auf die Nasenspitze. . .

Im Berrn.

Im vierten Stod, da wohnt einer, so einer, der was in die Zeitungen hineinsetzen läßt und Bücher schreibt und so. . . Man weiß schon, was das für Leute sind. . .

Die Gruberin ist von tiefstem Mißtrauen gegen „Isthamer“ bestrit.

Und neulich ist über ihn was in der Zeitung geklanten Die Gruberin hat es mit eigenen Augen gesehn und — naa, de Schand! — a so drinnat ich! —

„Da, was jag'n S' jetzt da, stößert sie im Stiegenhaus zur Bolltin: Schat anhäm gar net gleich! Mi verbarma nur da Leut! San so ankändig Leut und mißlaß R' jetzt in da Zeitung rumzucht lassen! I' jag's ja, dös hätt i' net von eam drat, daß er so was Ausg'dants is.“

Waran'josef! I' so in d' Zeitung neß'jesh. Sollt es net glauben, was alles gibt!

Was nahher? fragt die Bolltin hibend vor Neugierde. Und die Gruberin legt die Bolltin aber den Mund: Mi eigene Aug'n han i's g'lesen, daß er a' Verhältnis hat. Schaug'n S' nur her, Bolltin, da steht's. Und die Gruberin entkufft einen Zeitungsauschnitt und lelt vor: . . . Sein Verhältnis zur historischen Analise . . .

A' gewisse Annalise is historisch is aa' no! Naa, de Schand! de Schand für dös Leut!

Mit Sympathie.

In die 40 Jahre war er Ranzleibner, der alte Hies-linger, und seit Abschaffung der Titel Ranzleibnerbüchters-verwalter. Jetzt ist er in Pension und wohnt als einhöflicher Junggesell in der Manjarde oben. Da brösel er seine Tage so vor sich hin, macht sich in der Früh sein Bett auf, focht sich seine Erbsapfelbrüdel und alle Samstag hat er große Walsch-Schnupftüchlin, Soden, Seind, was so zusammenkommt. Und alle drei Wochen hat er ein Reiben im linken Fuß. — Von der züglichen Ranzler her, sagt der Hieslinger.

Ja vom Zug sagt die Gruberin steifstiff: Dös woah nu scholl! Den Zug lennt ma scho, bei d' alten verjähren Jung-gesell. As Zipperl's halt! — Aber weil sie eine gute Frau ist, sie niemand ledian sehen kann und nicht einmal einen alten Junggesellen am Zipperl und nicht einmal einen solchen, der Jungesellen alle Walsch auf das Saurekraut auf ihrer Allene betock-töpfeln läßt — drum verdrä sie ihm eine „Sympathie“ gegen das Reiben: Er muß aus einem Rartenpfeil, in dem die Sackel sehen, die Serrag aus dem „Walsch“ hängen und in

ber Tisch, mittags und abends saßen: „Abraham, Nad und Jakob, ihr drei, steht in alle Ewigkeit Amen. Debra laudata dominus in notuit“ und dreimal auszusprechen und den Kopf schütteln. — Das heißt für Weibchen.

Der Hingler bindet also die Herzog an das Zippel, welcher früh, mittags und abends den Spruch und tut noch ein übriges dazu und spult ein herzhafte Stücklein ab, weil der Wutsager gar a' so zickt. —

Und weil's ihm den Heben langen Tag über zeitlang wird, heißt er am Sonntag abend über den Gang hinüber zum Polter Gumpfinger und der hat eine große und schöne Neugierde bereit: Der Wit von der „Blauen Gans“ hat ein ganz Vollier Friedensbier, mei Wader, und alte Stammgäste kriegen da eine Maß oder zwei — heimlichweise, versteht! Der Polter Gumpfinger und seine Aile schloßen vor, zur Unterhaltung zwei Maß davon auszufüllen. Aber wie's der Detzel mill: Da steht im Kartenpiel die große Herzog. —

Der Hingler hat schon trotz Zippel und Wehdam das Wollner in der Gasse, ist leidenschaftlich ergriffen und zieht aus dem linken Gasse die Herzog heraus: Da fima ma helst! 'I hob ome dal! —

Meiner Bühnenlaufbahn Glück und Ende.

Von Franz Carl Gumpfinger. (Schluß)

2. Der Räuber.

Dem aber, gut zwanzig Jahre später, kam doch wieder ein Tag, da der Theaterstuhl mich beim Aragen saßte und mit mir war, was ich sagen will. —

Es war an einem lauen Frühlingsmorgen, ich ging lo für mich hin die Burggasse hinab, da begegnete mir an der Ecke der Breitgasse mein lieber, guter Freund Wilhelm Klüppel erster Held im Deutschen Volkstheater. Er sagte: „Ich habe es nicht, ich spiele heute den Karl Moor!“

Ich meinte: „Na also, da hast du so eine schöne Beschäftigung. Was soll denn ich aber unterdessen tun?“ „Ja, weißt du was?“ meinte Klüppel mit dem ihm eigenen Feuer. „Du kommst mit mir und trittst als Räuber auf. Ich lasse dir mein altes Karl Moor-Stück. Da schaust du dir die Bühne einmal von der anderen Seite an!“

Dieser vornehme Vorschlag gefiel nicht abel. Sind doch auch geübte Leute hin und wieder zu tollen Streichen aufgeleitet, besonders an lauen Frühlingsnachmittagen. Ich spazierte also mit meinem Klüppel durch das hintere Ziel am Wegübergang in jene geheimnisvollen Räume, in denen die letzten Wandlungen zur großen Mission sich zu vollziehen pflegen. Im engen Bühnengang begegnete mir Spiegelberg, Schneider, Hofstisch und Schusterke, sie alle mir von früher her persönlich wohlbekannt. Meine freudig geäußerte Wilsicht, an ihrem harten Schicksal teilzunehmen, fand ihren ungeteilten Beifall.

In der Garderobe traf ich, schon von den Schwingen des Verbängnisses gerührt, Maximilian, regierenden Grafen von Moor. Man glaube nicht, daß der Vorkurs in einer Theatergarderobe auf meine Phantasie erwidert würde. Im Gegenteil, ein recht ernstliches Gespräch über den armen, türkischen Welt da dauerte hin es, was mein forschender Blick aus allen Winkelchen sich zusammenzog; da lagen Ritterkämmerer und Spinnweben, Fensterriegel und Modellen, Zylinderhüte und papierne Kronen bunt durcheinander, und auf einem Augenblick, einen gar nicht ungeschicklichen Augenblick, bemerkte ich mir Werte des Scheins und der Wirklichkeit, und die berühmte, jastjam Bekannte Frage packte mich an: ob der letzte Stum alle Irdischen nicht überhaupt Theater sei.

Doch blieb mir so solcher unzuförderlicher Betrachtung gortlos keine Zeit. Ich hatte genug damit zu tun, in Eile meine Räuberrolle anzuziehen, wobei ich ein staunendes Auge auf Karl Moor hatte, der mit wenigen Handgriffen einen nachtschwarz herzerfreudenden Wald- und Wiesenbaumstamm aus sich machte, dem ein Klang verträumter Ritterlichkeit die offene Hemdbrust umschmiegerte. Aber als der Herr Theatermeister, der uns beiden beistand, mich, auch mit eine windzerkaute Fersele aufsetzen wollte, wogerte ich mich entscheiden, denn alles was hoch zu sein, konnte für mich auf der Bühne nicht mehr in Betracht kommen. Ich hielt es auch nicht für nötig, mich irgendeine schminke oder sonstige verändern zu lassen, da ich ja die beschriebene Wilsicht hatte, mich ganz im Hintergrund der Bühne aufzuhalten und mich jeder einer stillen Bescheidenheit als dem Warden, Sengen und Brennen zu widmen, das mir an diesem lauen Frühlingsnachmittag ohnehin sehr unangenehm erschieden.

Für alle Fälle beachtete es mich, daß ich meinen Schiller gründlich kannte. Hatte ich ihn doch, als ich zwölf oder dreizehn Jahre zählte, mit glühenden Wangen zum erstenmal gesehen! Und im Laufe der vielen hundert Jahre hatte ich mindestens einem halben Hundert Wäuerauftritten beigewohnt. Ja, da konnte es nicht fehlen, ich war über den Gang der Ereignisse unter allen Umständen gut unterrichtet. Und so beachtete ich mich denn im ersten Akt in aller Ruhe damit, verständnisvoll hinter den Kulissen auf und ab zu wandeln und die Bewalt des Schicksals von rechts und links auf mich wirken zu lassen. Freund Karl Moor war prächtig disponiert, das Publikum flüsterte hinter den Ötzen seiner Erwartung, die Studierten, die Libertiner unter meinen Wäuerkollegen (mit Wänden sollten ja erst in den böhmischen Wäldern losgelassen werden) verdrückten sich dem Staan mit Guffa und Galla, daß es eine Freude war, kurz, ich konnte die berühmte dritte Szene des zweiten Aktes kaum erwarten, denn auch in mir, dem friedlichsten aller Erblichen, begann in mehrer als Urdörgründen ein Neffen gewaltigen Blutes aufzuwachen, und ich fand, daß es doch eine schöne Sache sei, dem Witzig und seinen strengen politischen Bedachten ein Schändliches zu schlagen und für eine Stunde

lang werden zu dürfen, was sonst unter seinen Umständen erlaubt war.

Woods nachdenklich stimmte mich nur die Zurückhaltung, mit der meine neuen Kollegen mich behandelten. Sie tranken scheinbar mit mir nichts Neues anfangen. Ich hörte gelegentlich Erntungen, wie: „Du werst denn der?“ oder „Na Servus, was willst er denn?“ so daß ich mich für einen Augenblick allen Erntes zu bedenken begann, ob es geraten sei, mich in Gesellschaft solcher mir scheinbar wenig günstig gestimmter Kollegen in die Einfamkeit der böhmischen Wälder zu schlagen.

Aber da war mein Augenblick schon gekommen. Kollege Nagmann rief: „Willkommen, Spiegelberg, in den böhmischen Wäldern! Will ja groß werden und hart, Strengentbarkeit! Bringst ja Netzen mit, einen ganzen Dreib, du trefflicher Arbeiter!“

Und da stand ich auch schon auf der Bühne, hätte mich, obgleich ich nicht vorläufig im Hintergrund zu halten versuchte, höchst unheimlich beleudert und verpürte vor mir in der flackernden Hölle das Inter Publikum, wendend mit seinen Raubtierwängen aus tauenden Angestierten. Schon aber kam der Räuber Schwarz gelauen und erklärte, daß sein Kolker gegangen habe; schon war aber auch Kolker wieder da, mit ihm Karl Moor, der ihn gerettet, es gab eine star: Verwegung auf der Bühne, die mir gar nicht recht war, denn ich wurde immer ärger in den Vordergrund geföhoben. Zugleich bemerkte ich mit einigem Unbelagen, daß ich vom Gang der Handlung, geschweige vom Text der einzelnen Rollen gar keine Ahnung hatte, und daß ich, genau genommen, gar nicht wußte, was eigentlich auf der Bühne vorging. Zu spät erkannte ich daß es nicht genüge, seinen Schiller mit dreizehn Jahren gelesen zu haben, ich fühlte mich plötzlich als Eindringling, als störender Fremdkörper in dieser ehrenwerten Gesellschaft und sah mich immer deutlicher, wie ich vernahnte, den Wäldern eines wissenden Publikums preisgegeben, so daß ich, um durch Unthätigkeit nicht aufzufallen, auf eigene Faust in Geste und Deutung ein besonderes Räuberleben zu führen begann. Doch war das nicht so leicht. Wo nimmt man denn die richtige Geste her, wenn man neben sich die fürchterlichen Worte hört: „Ja, ich will ihnen mit meinen Fingern den Bauch schnehen, daß ihnen die Kutteln fühlung herausblagen!“? Ich versuchte mich möglichstes, aber ich fürchte, es gelang mir nicht. Und so begreife ich es schließlich mit Freuden, daß die oberflächlichen Kritiker, Dramatiker und Jäger uns immer drohender umzingelten und mir uns endlich unter Führung unseres herrlichen Hauptmannes, der „eine Arme in seiner Faust fühlte“, mit furchtbarem Lärm hinter die rettenden Kulissen zurückjagen.

Nun sollte man glauben, es hätte mir eigentlich an der bisherigen Erfahrung genügt, und es sei der dringende Wunsch in mir noch geworden, mein schlauestes Dasein als bürgerlicher Sonntagsspaziergänger in Eile wieder aufzunehmen.

O ja, ich hätte es gern getan, aber da kam, es war kurz vor Anfang der zweiten Szene des dritten Aktes, ein neues Verhängnis in Gestalt des damaligen Regisseurs Herrn Leopold Brömmer. Mein höheres Spiel mußte jedenfalls das Wohlgefallen dieses trefflichen Künstlers erregt haben, denn er sagte mich kurzerhand mit ferschlüsselter Faust und setzte mich, an Wiederbesuch was nicht zu denken, unmittelbar zu jähren Karl Moors, der da knap an der Wange auf einem Baumstumpf in einer „Legend an der Donau“ saß.

Und gleich darauf ging auch schon der Vorhang auf, und — ich sah mit Grauen in voller Deutlichkeit die Gestalten der ersten Parquetreihe, Masten der Erbarungslosigkeit, aus nächster Nähe sah auf mich gerichtet.

Und schon ließ Karl Moor sich vernemen: „Wie herrlich die Sonne dort untergeht! — So stirbt ein Held! — Unberühmbüdig!“

Du guter Gott, was hätte ich dazu sagen sollen? Ich sah ergriffen zu meinem Hauptmann herauf und nickte ihm mit meinem grauen Schläppstump demütig und dankbar Bekätigung zu.

Aber dann, dann glaubte ich, es gefriere mir das Blut in den Adern, mir wurde nämlich klar, es seien diese schönen Worte gar nicht an mich gerichtet, und auch an meine Wäuerkollegen nicht, denn diese schienen ja sich im Kreise auf der Wiese, und was mein Freund und Hauptmann soeben gesprochen, das war ja der Anfang eines — Monologes gewesen!

Nach dieser vernichtenden Erkenntnis fiel ich glattweg um und stellte mich tot oder mindestens schlafend. Was konnte mir noch Mergers geschehen? O — war es Täufung oder nicht, die sahnen Mastenreihen da drunten verzogen sich bereits zu einem nachtschwarz diabolischen Grinsen, im nächsten Augenblick mußten sie anheulen zu einem Höllengeächter — ich war ja, beim Hente auf dem besten Weg eines Theater-Skandal heraufzubekommen!

Was weiter noch in diesem fürchterlichen Akt mit mir und den anderen geschah, das war mir vollkommen gleichgültig. Ob nun Spiegelberg, der sich vor Wasser für den dürstenden Hauptmann trachtete, ob Spinkst der Welt Amantens beschwor — ich atmete erst erleichtert auf, als Freund Klüppel seinen Degen schmeckte und rief: „Auf! Hurra! Auf! Auf! Nach Franken! In acht Tagen müssen wir fort sein!“

Als ich wartete nicht so lange. Drei Minuten später befand ich mich bereits auf der Ringstraße und mengte mich mit seltsamen Wohlgefühlen unter die Wäfen der sonntäglichen Spaziergänger.

Ich fühlte es damals und fühle es noch heute — ein dreitesmal erwolgt mich die deutsche Bühne nicht!

Zum Vorentwurf des Hausgehilfen-Gesetzes.

Schon seit längerer Zeit wird an einem Hausgehilfen-Gesetz gearbeitet. Im vergangenen Jahr hat die „Gesellschaft für soziale Reform“ unter Mitarbeit von sachverständigen Frauen aller Parteien einen Vorschlag ausgearbeitet, der, mit Heinen Abänderungen, als durchsichtbar annehmbar bezeichnet werden konnte. Merkwürdig ist ein Vorentwurf ausfende gekommen, der eine geeignete Grundlage für einen, dem Reichstag vorzulegenden „Gesellschaft für soziale Reform“ gemachten Vorschlag anleitet. Auch dieser Entwurf ist, wenn man von wenigen Punkten absteht, nur zu begrüßen.

Es ist wirklich Zeit, daß durch ein Gesetz den jetzt herrschenden unheimlichen Zuständen im Verhältnis zwischen Hausgehilfen und Arbeitgebern ein Ende gemacht wird. Dies ist eben so wichtig im Interesse der Hausfrauen wie der Hausgehilfen. Eiderlich haben in vielen Hausstellungen die Hausgehilfen schon jetzt einen Teil der Vergünstigungen, zu denen sie erst durch das Gesetz berechtigt werden sollen, und es wird mancher Hausfrau als überflüssig erscheinen, daß man den

Hausgehilfen „einen Heß und beschließbaren, in stiftlicher und hofgehilfen-Sinnlich einwandfreien Schlafraum, ein verschließbares Behältnis für Kleider und Wäsche, und gesunde, ausreichende Beschäftigung“ durch Gesetz aufzuerst muß. Die Erfahrung hat indes ergeben, daß es durchaus notwendig und hofmenswert ist, diese Punkte mit Nachdruck zu fordern.

Dem Dienstverhältnis soll, nach dem Vorentwurf ein Arbeitsvertrag zugrunde gelegt werden. Es ist dies durchaus zweckmäßig, um gleich zu Beginn des Arbeitsverhältnisses die beiderseitigen Rechte und Pflichten klar zu umgrenzen. Die größte Schwierigkeit liegt in der Bemessung der Arbeitsdauer. Bei den Beratungen der „Gesellschaft für soziale Reform“ ist es bei diesem Punkte zu ernstlichen Konflikten gekommen, die sogar dazu geführt haben, daß sich wertvolle Kräfte von der Mitarbeit zurückgezogen haben. Doch man die Tätigkeit der Hausgehilfen nicht mit der der freien Arbeiterin auf eine Stufe stellen kann, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Andererseits kann man sich aber auch nicht damit einverstanden erklären, daß, wie manche süddeutschen Hausverbände es vorschlagen, nicht die Arbeits-, sondern nur die Auszeit der Hausgehilfen festgelegt werden soll. Die Hausgehilfin braucht nicht allein die für ihre Gesundheit unbedingt erforderliche Ruhe, sie braucht auch freie Zeit, über die sie verfügen, in der sie sich einmal als freie Mensch fühlen und ihr Recht auf Lebensfreude betrieblen kann. Sie wird dann um so williger auch wieder zu ihren Pflichten zurückkehren.

Der Vorentwurf sieht eine dreizehntägige Arbeitsbereitschaft und während dieser Zeit eine zweifelhafte (für unter-schlagig eine dreizehntägige Ruhepause) für Mädelchen uhn. vor. Der Wunsch und das Ende der Arbeitsbereitschaft müssen sich natürlich nach den Bedürfnissen des jeweiligen Hausalters richten, und es ist selbstverständlich, daß bei besonderen Gelegenheiten auch Verstärkungen in der verarbeiteten Arbeitszeit eintreten können.

Unbelängig ist auch der im Vorentwurf geforderte wöchentlich freie Nachmittags neben dem alle 14 Tage freien Sonntag, nachmittags zu gewähren; sehr wünschenswert wäre auch, zwar nicht vorgezogen, ganz freie Sonntage, alle vier bis sechs Wochen. Auch der Sommerurlaub, dessen Dauer sich nach der Länge der Dienstzeit richtet, ist eine billige Forderung.

Anlaß zu heiligen Auseinandersetzungen gab auch der im Vorentwurf geforderte Anweis mit Wäldchen (Hausgehilfenkarte). Besonders von der Stellung des „Zentralvereins“ wurde dies Verlangen mit einem Rathe zurückgewiesen, das nicht ganz verständlich war. Es ist durchaus nichts Schlimmliches in solchem Anweis für Hausgehilfen, und man sollte im Gegenteil meinen, daß es ihm nur angenehm sein könnte, durch einen solchen seinen Stand von Elementen freizustellen, die ihn nur als Wäse zur Ausübung von verbrecherischen Handlungen benutzen wollen.

Es wäre zu weitläufig, noch auf die anderen Paragraphen einzugehen, die der Vorentwurf zum Hausgehilfengesetz aufweist. Wir wollen hier nur noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß ein Hausgehilfengesetz ausfende kommt, das sowohl den Bedürfnissen des Hausalters, als auch den gerechten Forderungen der Hausgehilfen, so gut es irgend möglich ist, Rechnung trägt.

Literatur.

Revolutionszeitung der Violinistik? Bau und Spielweise der Streichinstrumente haben seit Jahrhunderten keine Veränderungen erfahren. Als erbtwehendes Ziel jählichen Unterrichts erfordern bisher die vollkommen gleichwertige Ausbildung sämtlicher Finger. Ein voll erreichtes Bewußtsein. — Nun ist jedoch eine Schrift erschienen (Jarosch, Grundlagen des violinistischen Fingersatzes, Paganinische Lehre, Max Hefes Verlag, Berlin SW 15), welche ein System von verbältnisvoller Einfachheit und innerer Geschmeidigkeit entwickelt. Die Basis des geeigneten Fingersatzes sucht Jarosch in dem natürlichen Fingerring, wie er sich aus einer normalen Handstellung ergibt. Und nun zeigt er an zahlreichen Beispielen aus der Violinliteratur den Vorzug, ja die Einfachheit dieses Systems, indem er die schwierigen Fingersätze berühmter Geigenlehrer seinen einfachen gegenüberstellt. Gebanten, lo einleuchtend und so neu, wie das Et des Kolumbus. Mancher Geiger, der nahe daran war, zu verzweifeln, wird sich an die Sätze anschauen und nicht bezweifeln, daß er nicht schon längst diese einfache Lösung des Fingersatzproblems gefunden hat. Das Buch dürfte bestimmt zu einer Umwandlung der Violinunterrichts führen, vielleicht auch dem Bau der Instrumente neue Bahnen eröffnen.

Die jüngste Kunstwelt. Roman von Friedel Merzenti. (Einführungsromanbuch, 36. Reihe Bd. 1/2.) Verlag von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.

Es war ein guter Gebanke, den neuen Jahrgang von Engelhorns Romanbuch mit diesem Roman von Friedel Merzenti zu eröffnen. Die Verfasserin hat sich durch ihre früher erschienenen Werke bereits einen ausgeprägten Namen gemacht und offenbar auch in dieser neuen Arbeit ihre ausgeprochenen Vorlieben. Sie erzählt uns eine Geschichte, die in der Wiesbadener Gesellschaft glücklicher Friedenszeiten spielt. Die jüngste Kunstwelt, das gesellschaftliche Leben der geheimnisvollen Familie, verläßt ihr vornehmliches Heim, um einem genialisch veranlagten Jugendfreund in den Großstadtviertel eines aufstrebenden Künstlerlebens zu folgen, und sie gerät so in eine phantastische Schmelze von Bühne und Brett. Einmal wieder einmal ein Schriftsteller, der eine spannende Handlung zu erfinden weiß!

Hans Wälders: Das unannehbare Licht. Ein Buch der letztenen Anbahn. Buchdruck von Alf Sehl. „Wäld“, Wiener Literaturische Anstalt, Wien-Geispig 1921.

Eine fardengeworbene fremde Melodie inmitten des für schmerzlichen Kranges der Wäse, aber eben das große Rätsel einer einzigen Leuchten liegt: Das unannehbare Licht! Lieber Herr, Schimmer des moztalligen Salzburg weht es berüden und doch selbst, wie die wunderrollen an den Anfang gestellten Verse es als ein Symbol des Rames und der Landchaft malen. In dem wunderbaren Wechsel der Jahreszeiten, der mit dem empfindlichen Finale einer jaudierenden Frühlingsverklärung schließt, ist der Reichtum des Buches verbreitet gleich maßvoll und schon in Stimmung wie Symbolik. Und jede der heroiserten und mannigfachen Stätten und Dertlichkeiten Salzburgs erzählt lo ihren Wert und eine ehm unaltswollne Bedeutung auf dem gleichsam ewigen und pöllig neuerbauten Weg dieser Dichtung.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63. Preis 4250 M. 1921